

Negativität und Orientierung

Herausgegeben von
Philipp Thomas und Andreas Benk

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2008

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: Hummel / Lang, Würzburg

Bindung: Buchbinderei Diehl+Co. GmbH, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-3810-5

www.koenigshausen-neumann.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhalt

Einführung.....	7
I. Philosophische und ethische Zugänge.....	13
<i>Andreas Luckner</i> Fremdheit und Selbstorientierung	15
<i>Gernot Böhme</i> Die Positivierung des Negativen	25
<i>Philipp Thomas</i> Was ist schlecht am <i>big picture</i> ? Was ist gut an seiner Vermeidung? Eine Positionsbestimmung mit Blick auf Richard Rorty und François Lyotard	37
<i>Niels Weidtmann</i> Negativität und Orientierung am Beispiel der Wissenschaft.....	47
<i>Julia Dietrich</i> Ungewissheit in der ethischen Urteilsbildung – ein Überblick.....	65
II. Theologische, religionswissenschaftliche und religionspädagogische Perspektiven.....	79
<i>Gabriele Theuer</i> Die Ambivalenz und Unverfügbarkeit Gottes im Alten Testament – Impulse für unser Sprechen von Gott.....	81
<i>Stephan Schlenso</i> Erlösung ohne Gott? Zur Entstehung ‚a-theistischer‘ Konzepte im Kontext indischen Vielgötterglaubens.....	101
<i>Christoph Seibert</i> Die unableitbare Faszinationskraft des Möglichen. Überlegungen zu einigen negativitätstheoretischen Implikationen in William James’ und Charles Peirces Religionsphilosophie	113
<i>Hermann Häring</i> „Gott wird, sobald Menschen ihn aussprechen“ – Abwesenheit Gottes als Orientierungsgewinn	125
<i>Andreas Benk</i> Negative Theologie und Religionspädagogik	137
Autorinnen und Autoren.....	153

Philipp Thomas

Was ist schlecht am *big picture*? Was ist gut an seiner Vermeidung? Eine Positionsbestimmung mit Blick auf Richard Rorty und François Lyotard

Mit einem *big picture* ist ein anschauliches Erklärungsmodell gemeint, das tendenziell auf eine Totalität ausgreift, indem es Teile in einen Zusammenhang ordnet. Mit seiner Hilfe versteht das Subjekt ein Ganzes (das eigene Leben, die Geschichte, die Welt) oder zumindest sehr viel, nämlich die wesentlichen Zusammenhänge von etwas Erklärungsbedürftigem. Ein solches Bild weist den erklärungsbedürftigen Teilen Platz und Bedeutung zu. Und es gibt dem Subjekt, das sich des Bildes bedient, vor allem die sehr beruhigende Möglichkeit, sich selbst in das Bild einzuzichnen und sich so zu einem sinnvollen Teil mit Platz und Bedeutung in dem durch das *big picture* erst geschaffenen Ganzen zu machen. Beispiele für eine Orientierung über ein *big picture* sind etwa die sinnhafte Verortung des eigenen Handelns vor dem Hintergrund einer Geschichtsphilosophie, eines evolutionären Weltbildes oder auch einer religiös geprägten Gesamtsicht der Welt. Auch eine ideologisierte oder einfach nur verflachte Metaphysik kann als *big picture* bezeichnet werden. Beispiele aus dem Nahbereich sind etwa vereinfachende szientistische, psychologistische oder esoterische Modelle im Kontext erklärungsbedürftiger Aspekte des Lebens. Um es gleich vorweg zu sagen: Natürlich sind nicht alle Bilder schlecht. Einerseits brauchen wir im alltäglichen Handeln oft die Hilfe von bildhaften Erklärungsmodellen, ohne dass wir diese überbewerten würden. Und andererseits können wir, wenn wir über etwas Absolutes sprechen wollen, Bilder und Modelle verwenden im Bewusstsein, dass sie vorläufig und daher im Grunde nicht stimmig sind – wir können im Idealfall mit Bildern über Bilder hinaus denken. Demgegenüber möchte ich aber in diesem Aufsatz zeigen, dass es sehr wohl Felder gibt, auf denen die Verwendung eines *big picture* die schlechtere Alternative ist, insofern es zu einem Phänomenverlust kommen kann oder insofern durch die Verwendung bildhafter Konzeptionen die Problemhöhe des Denkens hinter ihren Möglichkeiten zurückbleibt.

Orientierung über ein *big picture* ist positive Orientierung – kann es auch eine Orientierung ohne die erklärende Kraft der Bilder, kann es negative Orientierung geben? Wer Orientierung negativ denken möchte, wer empfiehlt, jedes Zuvielverstehen und besonders jedes *big picture* zu vermeiden [vgl. Thomas 2006], der handelt sich leicht einige kritische Nachfragen ein: Kann und soll man überhaupt Bilder strikt aus dem philosophischen Diskurs ausschließen, bedarf nicht das Denken immer irgendwelcher Bilder? Führt ein Bilderverbot nicht gerade in ein unfreies, auf das Abgelehnte fixierte Verhältnis zu den Bildern, und

wäre demgegenüber nicht ein souveränes Verhältnis zu pluralen, nicht mehr absolut gedachten anschaulichen Verstehensmodellen wünschenswert? Schließlich: versteckt sich hinter dem Ikonoklasmus vielleicht gar der Glaube an eine höhere Wahrheit, die durch die Bilder stets verdeckt wird [vgl. Luckner 2006, 267ff.]?

Ich möchte versuchen, die Frage, was schlecht am *big picture* und was gut an seiner Vermeidung sei, weiter zu klären. Sicher ist es gut, wenn ich mich dabei so weit wie möglich löse von der Kritik an bestimmten Vertretern eines *big picture*-Denkens, das, wie mir scheint, zu viel versteht und das negativitätsvergessen gerade im Gebrauch anschaulicher Konzepte ist.¹ Denn nicht der Schwung dieser Kritik soll das geforderte Bilderverbot plausibel machen, vielmehr interessiert die Frage, ob ein Plädoyer für das Nichtverstehen, für das Nichtwissen sich möglichst ganz auf dessen spezifische Kraft und irgendwie geartete Überlegenheit stützen könnte. Meine These lautet: Das Nichtverstehen im Sinne einer Bilder-Enthaltbarkeit ist in mancher philosophischer Hinsicht notwendig, weil es dann jeweils die bessere, die phänomenangemessenere, reflektiertere und philosophisch reichere Einstellung ermöglicht.

Diese These möchte ich in zwei unterschiedlichen Anläufen plausibel machen. Zuerst wird der Unterschied zwischen anschaulichem und unanschaulichem Denken am Beispiel einiger Anmerkungen Richard Rortys und François Lyotards zum Begriff der Erhabenheit untersucht – mit dem Ziel, die Notwendigkeit des Unanschaulichen, die philosophische Überlegenheit des Nichtwissens besser einsehbar zu machen (1. und 2.). Nach dieser Vergewisserung wird noch einmal neu angesetzt, nämlich mit der Frage, welche unterschiedlichen Gründe man überhaupt haben kann, Bilder als Verstehensmodelle zu vermeiden (3.). Ziel ist hier wieder die bessere Einsicht in die Überlegenheit des Nichtverstehens. Am Schluss stehen ausblickhaft Fragen zum Orientierungsbegriff (4.): Gibt es so etwas wie eine negative Orientierung? Wodurch wird ein Denken, das *big pictures* vermeidet (und das man in einem bestimmten Sinn vielleicht besser nicht mehr orientierend nennen möchte), die orientierende Funktion der Bilder ersetzen?

1. Erhabenheit bei Rorty

Richard Rorty hat vorgeschlagen, die Gemeinsamkeit der Philosophen über die Jahrhunderte hinweg gerade darin zu sehen, dass sie sich immer wieder an einer unaufhebbaren Spannung abarbeiten, nämlich an dem Gegensatz zwischen Absolutem und Relativem, zwischen dem, was nicht kontextualisierbar ist, das unser Denken aber ergreift (wie Platons Ideen oder Kants Sittengesetz) und jenem, das wir argumentativ herleiten, das wir denken und dessen Ordnung wir verbessern können [Rorty 2000, 15ff.]. Rorty verwendet für diesen Gegensatz auch die Begriffe Erhabenes (als über Kohärenz prinzipiell hinaus gehend) und Schönes (als Bereich, in dem die Fortschritte über eine bessere Ordnung erzielt werden).

¹ Eine entsprechende Kritik an der Philosophie der Lebenskunst Wilhelm Schmids findet sich in Thomas 2006, 189ff.

Sympathie für die Gemeinschaft der Philosophen hegt Rorty gerade deshalb, weil diese (wenn sie wahrhafte Philosophen sein wollen) das Unbedingte wie das Bedingte gleichermaßen zulassen und nicht vorgeben, beides in einen durchgehenden Zusammenhang bringen zu können [Rorty 2000, 26f.].

Dennoch findet Rorty Präferenzen: Heidegger gebe sich nicht mit dem Seienden zufrieden, sondern dränge vor zum Sein, Habermas dagegen vermeide diese Bewegung und suche den denkerischen Fortschritt im Diskurs und seiner Ordnung. Ähnlich verhalte es sich mit McDowell, der Wahrheit in einer bewusstseinsunabhängigen Realität suche, bzw. mit Davidson, der sich auf Kohärenz beschränke [Rorty 2000, 29f.]. Auf welcher Seite steht Rorty selbst? Sicher eher auf Seiten derjenigen, die sich nicht viel davon versprechen, nach dem Absoluten, nach der Wahrheit selbst zu suchen. Hier ist Rorty metaphysikkritisch. Im Bereich der sich bewusst nachmetaphysisch verstehenden Philosophie allerdings gilt Rortys Sympathie wieder den (literarischen) Versuchen, neue Vokabulare auszuprobieren und auf vielleicht befremdliche und verstörende Art um die richtige Art der Rationalität zu streiten [Rorty 2000, 38f.].

Rortys Essay scheint mir nun dort seine schwächsten Stellen zu haben (und diese möchte ich im Interesse meiner Argumentation untersuchen), wo ein metaphysisches Klischee bemüht wird, nämlich die Vorstellung, das Absolute oder Erhabene sei gleichbedeutend mit einer übersinnlichen, vielleicht auch jenseitigen oder zukünftigen zweiten Welt, einer Welt des An-sich [Rorty 2000, 33f. u.ö.]. Wenn wir von einem nachmetaphysischen Standpunkt aus ältere Philosophie so beurteilen, werden wir dieser sicher nicht gerecht. Die zeitgenössische Metaphysikkritik verfügt über ein sehr mächtiges Instrument, mit dem sie zielsicher alle Vereinfachungen metaphysischen Denkens im Sinne der Konzepte einer zweiten Welt, einer Welt des An-sich, aufspüren kann – ich meine das Kriterium der Dingontologie. Das Erhabene, das Absolute, das Unbedingte ist überall dort Ergebnis eines verflachten Denkens, wo es dingontologisch (z.B. als *big picture*) konzipiert wird, denn dabei wird es zu einer zweiten Welt, welche im Grunde nach Art der ersten, diesseitigen Welt vorgestellt wird. Doch ein Denken des Absoluten muss nicht notwendig dingontologisch sein. Rorty scheint an den schwächsten Stellen seines Essays genau dies zu übersehen, nämlich die Möglichkeit, das Absolute nicht-dingontologisch zu denken. Sieht man diese Möglichkeit nicht, dann entsteht die Meinung, man solle nach dem Absoluten, nach dem Nichtdiskursiven, deshalb nicht fragen, weil dies stets wieder zu einem notwendig dingontologisch verkürzten metaphysischen Denken führt.

Bezogen auf die eingangs genannte kritische Frage, ob man statt eines Bilderverbots nicht einfach einen souveränen Umgang mit bildhaften Erklärungsmodellen pflegen sollte, möchte ich daher folgende These vertreten: Verhielte es sich so, dass ein Erhabenes, Absolutes oder Unbedingtes nur dingontologisch verkürzt denkbar wäre, dann sollte man sich in der Tat mit souveräner und ironischer Haltung in der Welt der Bilder, der Welt der kontingenten Gewissheiten einrichten. Doch wir können aufmerksam werden darauf, dass dingontologische Konzepte in der älteren wie in der neueren Philosophie nur Verflachungen dar-

stellen und dass das Denken gerade als unanschauliches noch mehr vermag. Sind wir aber darauf aufmerksam geworden, dann kommt es nicht mehr vor allem auf die richtige Haltung zu den (unvermeidlichen) Bildern an, sondern es kommt darauf an, die Bilder zu vermeiden.

2. Erhabenheit bei Lyotard

François Lyotard führt in seinem Werk *Der Widerstreit* [Lyotard 1987] und in seiner Studie zu Kants Erhabenheitsbegriff in der Kritik der Urteilskraft [Lyotard 1994] den minutiösen Nachweis, dass sich im Denken bestimmte Strukturen jeder vereinheitlichenden Vereinnahmung widersetzen, sie widersetzen sich damit auch der Vereinnahmung durch ein *big picture*. Zweierlei macht Lyotards Untersuchungen für den Kontext meiner Überlegungen so bedeutend: Zum einen handelt es sich weniger um eine These oder Position, sondern vielmehr um einen hermeneutisch genauen Aufweis. Um es in der schon verwendeten Terminologie zu sagen: Lyotard zeigt, wie sich das Unbedingte einer dingontologischen Vereinnahmung widersetzt. Dies bedeutet zum anderen, dass sich gewissermaßen die Existenz dieses Unbedingten nicht so leicht leugnen lässt, weil es, so gut dies überhaupt gelingen kann, in einer ihm angemessenen Weise im Denken verankert wird. Charakteristisch für diese eigene Art des Denkens ist es nun, dass sie eine Alternative zu einer anschaulichen, auf ein *big picture* zurückgreifenden Darstellung ist.

Auf dem Gebiet der Ethik [vgl. Lyotard 1987, 183-214] ist es das selbst nicht diskursiv darstellbare Gefühl der Verpflichtung (Kant), das ein Anderes zum raumzeitlich Kontextualisierbaren, bzw. zum Argumentativen ist. Das Subjekt wird von Gewissheiten aus beiden Bereichen angegangen, es kann ethische und diskursive Sätze bilden – doch eine Vermittlung gelingt nicht. Weder ist das Andere (die Verpflichtung) anschaulich vorstellbar oder auf andere Weise diskursivierbar (und damit anschlussfähig) noch gibt es ein großes Gemälde, in das beide Bereiche auf eine Weise eingezeichnet werden könnten, die ein einheitliches Verstehen ermöglichte. Ähnlich verhält es sich mit dem das Subjekt aus seiner „Sender-Instanz“ [Lyotard 1987, 188] vertreibenden Anspruch des Anderen, wie ihn Lévinas beschreibt. Auch hier fühlt sich das Subjekt in eine Gewissheit versetzt, die nicht der Welt des Diskursiven angehört. Erlebt wird die Unmöglichkeit einer Vermittlung i.S. einer Kolonisation des Ethischen durch das Diskursive oder durch ein alles umfassendes *big picture*.

„Der Übergang vom ethischen Satz zum Satz des Wissens vollzieht sich nur um den Preis des Vergessens des ersteren“ [Lyotard 1987, 190].

Indem Lyotard das unaufhebbare Neben- oder auch Gegeneinander zweier Sprachen oder Regelsysteme zeigt, an denen das Subjekt teilhat, scheidet die Möglichkeit aus, dass es sich bei diesem Gegeneinander einfach um den Fall eines historischen Relativismus handelt. Bezogen auf die Ausgangsfragen, ob wir uns nicht besser in Bildern und Gewissheiten einrichten sollen (um deren fehlende Absolutheit wir wissen) statt die Bilder um jeden Preis zu vermeiden, lässt sich

jetzt sagen: Dies wäre nur dann die beste Lösung, wenn alles Nebeneinander von Bildern und Gewissheiten ein Nebeneinander etwa im Sinne eines historischen Relativismus wäre. Es gibt aber auch andere, bleibende Formen des Nebeneinanders, so z.B. das Nebeneinander des Präskriptiven und des Diskursiven. Bilder, besonders jedes *big picture* zu vermeiden, das ist die Voraussetzung, um auf dieses andere Nebeneinander überhaupt aufmerksam zu werden, bzw. um dem Nichtdiskursiven als dem Anderen zum Diskursiven gerecht werden zu können.

Im Gefühl des Erhabenen hat Kant ein Aufmerksamwerden auf das Andere zum ordnend-erkennenden Verstand, ein Aufmerksamwerden auf die Vernunft beschrieben. Dieses Andere, die Vernunft, ist selbst nicht anschaulich. Kant beschreibt dies in den Paragraphen 23-29 der *Kritik der Urteilskraft*. Lyotard spielt versuchsweise die Möglichkeit durch, das unvermittelbare Nebeneinander von Einbildungskraft und Vernunft dialektisch in ein größeres Ganzes, nämlich in ein dialektisches *big picture* aufzulösen [Lyotard 1994, 145ff.]: Kant selbst weise doch zuweilen darauf hin, dass das Gefühl des Mangels i.S. der Unzweckmäßigkeit (nämlich der Einbildungskraft für Größe schlechthin, für Unendlichkeit) sich in das Gefühl der Zweckmäßigkeit verwandele – nämlich wenn wir im Gefühl des Erhabenen auf das Andere zur Einbildungskraft, auf unsere Vernunft aufmerksam werden. Könnte man diesen Übergang nicht dialektisch und in einem *big picture* so begreifen, dass Einbildungskraft und Vernunft „Momente eines faktisch abgezwickten, eines finalisierten Prozesses“ wären [Lyotard 1994, 148]? Lyotards Antwort lautet: Wenn man das unvermittelbare Nebeneinander von Einbildungskraft und Vernunft auf diese Weise für ein Verstehen zurichtet, dann wird die Unhintergebarkeit des Nebeneinander und mit ihr das Spezifische des Nichtdiskursiven, der Vernunft unsichtbar. Das Besondere des Denkens Kants, nämlich das Kritische, ginge verloren [Lyotard 1994, 149]. Man kann es modern auch so sagen: Die von Kant herausgearbeiteten Phänomene, sowohl die Eigenständigkeit des Vernünftigen (neben Einbildungskraft und Verstand) als auch das unvermittelbare Nebeneinander der beiden Bereiche, an denen das Subjekt Anteil hat, gingen in einer dialektischen Lesart verloren – und zugleich würde die Problemhöhe Kants (der Kritizismus) nicht mehr erreicht. Ein *big picture* würde für beides blind machen.

Wie ist das Absolute im Denken präsent, einem Denken, das in Bezug auf den gefühlten unbedingten Anspruch der Vernunft stets rekonstruierend und damit darstellend ist? Gibt es eine Möglichkeit der Darstellung des Nichtdarstellbaren? Lyotard interpretiert Kants Begriff der ‚negativen Darstellung‘ des Absoluten [*Kritik der Urteilskraft*, B 124] so: Das wiederholte Scheitern einer anschaulichen Darstellung, also das Scheitern des anschaulichen Denkens am Absoluten, wird vom Denken als (Selbst-) Rücknahme der Einbildungskraft gefühlt. Die Präsenz als Nichtdarstellbares wird zu einem eigenen Darstellungsmodus, der in Bezug auf das Sinnliche rein negativ ist [Lyotard 1994, 171ff.]. Diese negative Anzeige des Anderen zum Anschaulichen sieht Lyotard in Kants Analysen auch dort bestehen, wo das Denken sich einer für es selbst konstitutiven Gebrochenheit, Uneinheitlichkeit und Widersprüchlichkeit bewusst wird,

nämlich des unvereinbaren Nebeneinanders von anschaulichem (Form) und unanschaulichem Denken (Idee) [Lyotard 1994, 169]. Von diesem Bewusstsein einer konstitutiven Spaltung und Dissonanz sagt Lyotard, dass diese vom Denken als „größte Konsonanz mit sich selbst gefühlt wird“ [Lyotard 1994, 167] und er beschreibt das Bewusstsein der Dissonanz als „Treue gegenüber dem philosophischen Gefühl par excellence, der schweren Melancholie“ [Lyotard 1994, 170]. Um eine Treue handelt es sich in dem Maße, wie das Denken um seiner selbst willen an dem unaufhebbaren dissonanten Nebeneinander aktiv festhalten muss – nämlich gegen das Verschwinden der für es selbst konstitutiven Dissonanz in einem jederzeit bereit stehenden *big picture*, sei es des Empirismus oder des spekulativen Idealismus [Lyotard 1994, 170].

Zusammenfassend und zu den Ausgangsfragen zurückkehrend lässt sich wiederum sagen: Das Zuvielverstehen, die Verwendung eines *big picture*, verdeckt die fragile Präsenz des Unanschaulichen, es verdeckt aber auch die konstitutive Widersprüchlichkeit des Denkens und verstellt in diesem bestimmten Sinn den Zugang des Denkens zu sich selbst. Liest man die Analysen Lyotards, so erscheint einem der Ratschlag Rortys, sich in den Bildern (im Sinne unhintergebar aber relativer Gewissheiten) souverän einzurichten, als ungenügend. Vielmehr kommt alles darauf an, jedes *big picture* zu vermeiden, u.z. gerade wegen seiner verdeckenden Kraft. Denn diese Kraft macht zuviel anschaulich und verstehbar und macht blind sowohl für das Unanschauliche als auch für das unaufhebbare und zugleich konstitutiv Widersprüchliche. Zudem wird durch ein *big picture* die Problemhöhe des Denkens, hier des kritischen, tendenziell unterschritten.

3. Gründe für die Vermeidung von Bildern als Verstehensmodellen

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung mit einigen Gedanken Richard Rortys und François Lyotards möchte ich die Frage, was schlecht am *big picture* sei, noch einmal direkter angehen und um einige Aspekte erweitern. Wenn man sich bemüht, dominierende Bilder sowie Modelle und Konstrukte des Verstehens in der Welt- und Selbstausslegung zu vermeiden, dann kann man dafür offensichtliche ganz verschiedene Gründe haben. Drei seien im Folgenden unterschieden.

Ein erster Grund könnte mit den Begriffen ‚denkerische Aufrichtigkeit‘ oder ‚Treue zur bestmöglichen Beschreibung‘ bezeichnet werden. Wie in Lyotards Analysen deutlich wurde, ist mit den Versuchen einer Totalisierung des anschaulichen Denkens, so verführerisch sie sein mögen, tatsächlich eine Gefahr verbunden. Man könnte sagen, diese Gefahr besteht im drohenden Phänomenverlust: Wo es sich nicht um das Nebeneinander etwa eines historisch oder kulturell Relativen handelt (unvermittelbare Gewissheiten, zu denen man im Sinne Rortys eine ironische Einstellung pflegen kann), sondern um das Nebeneinander etwa von Anschaulichem und Unanschaulichem (wie im Falle ethischer Gewissheiten), dort droht das Spezifische des Unanschaulichen, Nichtdiskursiven oder Absoluten verloren zu gehen. Eine Facette dieser Gefahr, besonders bezogen auf das Denken selbst, besteht gerade darin, dass die Problemhöhe, der Reflexions-

grad, ja das Niveau des Denkens nicht best- oder höchstmöglich ist. Es wird immer wieder der Fall eintreten, dass es im Vergleich zu dem Verstehen durch ein *big picture* denkerisch bessere Alternativen gibt. Gerade die Kritik an der Dingontologie stellt ein starkes Argument auch für eine grundsätzliche Vorsicht gegenüber Weisen des Verstehens dar, bei denen Anschaulichkeit über die Grenze Anschaulich / Unanschaulich hinaus verlängert wird. Bezogen auf die Verbindung zwischen Negativität und Orientierung bedeutet dies: Negativität im Sinne des Unanschaulichen ist in der Lage, Phänomene offen zu halten, die eine orientierende Funktion haben, z.B. die strukturelle Widersprüchlichkeit im Denken.

Doch die selbst gewählte Enthaltensamkeit in Bezug auf *big pictures* kann auch einen vergleichsweise praktischen, auf die eigene Existenz bezogenen Grund haben. Auf diesen zweiten Grund treffen Titel wie ‚existenzielle Aufrichtigkeit‘, ‚Wahrhaftigkeit‘ oder auch ‚Souveränität‘ zu. Es geht um die Einsicht, dass unsere Selbstbilder oft eine kurze Halbwertszeit haben. Dies trifft schon auf die von der phänomenologischen Tradition beschriebene Kraft von Stimmungen zu, Selbst und Welt zu erschließen. In Stimmungen stellt sich uns die eigene Situation, die nähere und weitere Umgebung, ja das Ganze der Welt in bemerkenswerter Gewissheit als von dieser oder jener Qualität dar (verheißungsvoll oder hoffnungslos, sinnvoll oder absurd usw.). Zwar können wir jeweils aktuell die jeweilige Gewissheit in ihrer spezifischen Qualität keineswegs aussetzen. Aber gerade im Interesse an einer größtmöglichen Aufrichtigkeit und im Interesse an Klarheit der Beschreibung tun wir gut daran, diese Gewissheit als das zu belassen, was sie ist, nämlich die Gewissheit einer Stimmung, und sie keineswegs ins Konzeptionelle, in diskursive Modelle des Ganzen hinein zu verlängern. Es kommt im Sinne einer Bilder-Enthaltensamkeit darauf an, aus der vordiskursiven Stimmungsgewissheit nicht ein diskursives *big picture* werden zu lassen.

Die geringe Halbwertszeit trifft aber auch auf andere Arten von Selbstbildern zu, ich meine verschiedene Selbstausslegungen, die uns vermeintlich verstehbar machen, ‚wer wir eigentlich sind‘, die uns und anderen etwa im Rahmen einer Geschichte, die wir über uns selbst erzählen, unser Leben und unsere Person verständlich machen sollen. Mir scheint, dass der Gewinn für die Wahrhaftigkeit unserer Existenz allemal höher ist, wenn wir sehr zurückhaltend gegenüber den Erzählungen, den großen Gemälden sind, die von uns handeln, in denen wir vorkommen und die uns als Teil des Ganzen eines Gemäldes vermeintlich verstehbar machen. Zwar wäre es sicher künstlich, Selbstbilder gänzlich zu vermeiden, und es könnte sogar sein, dass wir den wiederholten Geltungsverlust diskursiver Selbstausslegungen und die wiederholte Verabschiedung von Selbstbildern für unsere Entwicklung brauchen. Alles kommt aber auf das Niveau des Verstehens an: Die Einsicht, dass wir nicht wissen, was unser Leben ist und wer wir sind, kann uns offen gegenüber Selbst und Welt machen, v.a. kann sie ein Kriterium sein, das den Vorgang der Konstruktion und Destruktion, der Versuche der Selbstausslegung und der Revision all dieser Versuche scheidet von verhärteten Stadien der Verlogenheit oder der Lebenslüge. Bezogen auf die Verbindung von Negativität und Orientierung können wir sagen: Zu einer philo-

sophischen Orientierung im Persönlichen gehört Wahrhaftigkeit – und diese besteht oft aus dem Eingeständnis des Nichtwissens, bzw. meint eine Lebenspraxis des Nichtwissens.

Einen dritten Grund für die Zurückhaltung gegenüber Bildern sehe ich in einem noch einmal völlig neuen Zusammenhang. Mitunter scheint es, als hätten manche Menschen ein größeres Bedürfnis als andere, die Grenzen des Diskursiven zu überschreiten – ich möchte es das Bedürfnis nennen, nichtdiskursive Phänomene in einer diesen angemessenen Weise zugänglich zu machen. Von diesen Phänomenen ist es dann klar, dass sie durch den Rahmen der üblichen Diskursivität und Anschaulichkeit und durch den Prozess des Verstehens im Rahmen eines bekannten diskursiven Ganzen zum Verschwinden gebracht würden. Diese Gefahr ist etwa für den Fall der dingontologischen Vereinnahmung von Phänomenen beschrieben worden. Ob man nun diesen ganzen Zusammenhang so einschätzt oder gerade nicht, ob man also bewegt durch das ganz und gar Unanschauliche und Nichtdiskursive dieses keinesfalls an das Anschauliche und Diskursive verlieren will oder ob einem diese Befürchtung gegenstandslos erscheint – davon hängt es ganz entscheidend ab, ob man ein *big picture* als nützlich oder gefährlich einschätzt. Als Gefahr erscheint es vor allem dann, wenn es als Phänomene verstellend, verdeckend, überspringend oder zerstörend wahrgenommen wird. Als ungefährlich erscheint es vor allem dann, wenn ein spielerischer oder ironischer Umgang mit Verstehensmodellen für möglich gehalten wird. Aber letztere Einschätzung, in deren Kontext Bilderverbote unverständlich bleiben müssen, ist besonders dann wahrscheinlich, wenn das vermeintlich Unanschauliche deshalb als eine Art Schimäre gedeutet wird, weil es letztlich dingontologisch verstanden wird. Für ein dingontologisch vorgestelltes Absolutes (oder gar ‚Jenseits‘) aber lohnt zu Recht nicht die Mühe einer irgendwie anders als anschaulich gearteten Darstellung. Rorty selbst scheint mitunter in die Rolle eines Vertreters dieser robusten Auffassung zu schlüpfen, wenn er jenen Philosophen, die immer wieder auf das Erhabene im Sinne des Nichtdiskursiven verweisen, unterstellt, sie verstünden Wahrheit als die Korrespondenz mit der wahren Beschaffenheit der Welt [Rorty 2000, 31f.] und wollten den Schleier der Erscheinung von der wahren Wirklichkeit entfernen [Rorty 2000, 35]. Es ist genau diese Art, die Vokabeln der Tradition zu verwenden, welche blind macht für das Anliegen bedeutender Teile der Philosophie.

Zusammenfassend für den dritten Grund des Bilderverzichts möchte ich sagen: Die Bemühung um den Bereich des Nichtdiskursiven kann einem grundsätzlich fremd bleiben – ist dies der Fall, dann wird dieser Bereich leicht in einem ersten Schritt dingontologisch vereinnahmt und danach (zu Recht) verabschiedet. Ist dies aber nicht der Fall und steht man unter dem Eindruck von etwas, das nach Ausdruck verlangt, das sich aber anschaulichem Denken verweigert, dann wird man mit gutem Grund in diesem Bereich den Gebrauch eines *big picture* fürchten und daher möglichst vermeiden.

Inwiefern braucht philosophische Orientierung Negativität? Erstens, um (orientierende) Phänomene zu wahren und die dem Denken mögliche Problem-

höhe zu erreichen. Zweitens um der Wahrhaftigkeit willen. Und drittens muss man vielleicht einschränkend sagen, dass die Neigung, modellhafte Gesamterklärungen zu vermeiden, besonders dort groß ist, wo Subjektivität, Lebenspraxis und Welt als geprägt von etwas Nichtdiskursivem, Unanschaulichem wahrgenommen und erlebt werden.

4. Ausblick: Orientierung ohne Topographie?

Kann es ohne *big picture* eine dann negativ zu nennende Orientierung geben? Zum Schluss meiner Überlegungen kann ich diese Frage nur formulieren, nicht beantworten. M.E. öffnet sich hier ein Feld für praktisch-philosophische Untersuchungen, das noch weitgehend unerschlossen ist. Einige Fragestellungen seien genannt. Mit Blick auf die topo- und kartographische Metapher der Orientierung ließe sich die Rede von einer bilder- oder gar orientierungsfreien Orientierung zurückweisen. Tatsächlich müsste zunächst untersucht werden, wie die spezifische Handlung und Denkbewegung, die mit dem Wunsch, sich zurechtzufinden, verbunden ist, unabhängig von der Orientierungsmetapher gedacht werden soll, etwa als Bedürfnis nach Sinn. Eine weitere Frage ist, ob einen der Verzicht auf den Gebrauch orientierender Bilder eigentlich orientierungslos macht. Vermutlich wird eine solche Gefahr überschätzt: Zum einen ist in den allermeisten Fällen von Entscheidungsnotwendigkeit der Verzicht auf Bilder weder ratsam noch notwendig. Und zum anderen greifen in nicht banalen moralischen Fragen meist jene moralischen Gewissheiten, die uns vorreflexiv sowohl durch die Sprache als auch laufend durch die mannigfaltigen kulturellen Praktiken und Institutionen vermittelt werden.

Eine dritte Gruppe von Fragen halte ich für enorm fruchtbar, nämlich Fragen nach der Praxis eines Lebens, das die Orientierung über *big pictures* tendenziell vermeidet [vgl. Thomas 2006, 182ff., 200ff., 232ff.]. Was bedeutet der Abschied von Bildern, die das Disparate überbieten, der Abschied von der Möglichkeit, ein Ganzes zu verstehen? Wie gestaltet sich Selbstsein ohne Selbstkonzeptualisierungen, wenn das Element des planenden Gestaltens zurücktritt? Wie verändert sich das Leben, wenn es weniger konzeptualisiert, sondern zunächst schlicht geführt wird und dennoch nicht der Gefahr einer schlechten Unmittelbarkeit erliegt, insofern es durch die Orientierung über *big pictures* hindurchgegangen ist? Diese Fragen zu untersuchen könnte bedeuten, die Ausgangsfrage, nämlich was schlecht am *big picture* und was gut an seiner Vermeidung sei, noch einmal durch einen ganz anderen Aspekt beantworten zu können: In einem spezifischen Sinn könnte negative Orientierung das Leben reicher und tiefer machen.

Zusammenfassend: Unser Orientierungsbedürfnis kennen wir üblicherweise als etwas, das sich auf den Bereich des Diskursiven bezieht – doch es kann sich auch auf den Bereich des Nichtdiskursiven beziehen (damit ist nicht notwendig etwas Religiöses gemeint). Eine Orientierung in diesem Bereich wird Züge von Negativität tragen, sie wird immer wieder die sich anbietenden *big pictures* vermeiden – und sie wird so auch lebenspraktisch bedeutsam werden. Obwohl also

nicht jedes Gesamtmodell schlecht ist und obwohl wir in der täglichen Praxis laufend Bilder verwenden, gibt es in einer bestimmten philosophischen Hinsicht Argumente und Kriterien für die Überlegenheit einer Bilder-Enthaltbarkeit.

Literatur

- Luckner, Andreas (2006): Rezension zu Philipp Thomas: *Negative Identität und Lebenspraxis. Zur praktisch-philosophischen Rekonstruktion unverfügbarer Subjektivität*, Freiburg/München, 2006, in: *Philosophischer Literaturanzeiger* 59 (3/4, 2006) 264-269.
- Lyotard, Jean-François (1987): *Der Widerstreit*, München (Le Différend, Paris, 1983).
- Lyotard, Jean-François (1994): *Die Analytik des Erhabenen* (Kant-Lektionen, Kritik der Urteilskraft, §§ 23-29), München (Leçons sur l'Analytique du sublime (Kant, Critique de la faculté de juger, §§ 23-29), Paris, 1991).
- Rorty, Richard (2000): *Die Schönheit, die Erhabenheit und die Gemeinschaft der Philosophen*, Frankfurt a.M.
- Thomas, Philipp (2006): *Negative Identität und Lebenspraxis. Zur praktisch-philosophischen Rekonstruktion unverfügbarer Subjektivität*, Freiburg/München.

Niels Weidtmann

Negativität und Orientierung am Beispiel der Wissenschaft

„Ich bitte, dieses Blatt nur gutmütig zu lesen. So wird es sicherlich nicht unfasslich, noch weniger anstößig sein“ [Hölderlin 1984, 163].

1. Das Anliegen

Der unwiderrufliche Verlust unmittelbar einsichtiger, von der Göttin geschenkter Weisheit ist die Geburtsstunde europäischer Wissenschaft. Ja, insofern sich Europa wesentlich auf seine Vernunfttradition und das Streben nach Erkenntnis beruft, bezeichnet dieser Moment zugleich den Aufgang eines wichtigen Aspekts europäischen Selbstverständnisses. Europa und ihre Wissenschaft gründen auf der Erfahrung eines endgültigen Verlustes, sie sind negativ bestimmt. Das Wissen um diese Erfahrung, um die ursprüngliche Negativität Europas und aller Wissenschaft gilt es zu bewahren. Die ursprüngliche Negativität bildet den Hintergrund, vor dem allein die positiven Erkenntnisse der Wissenschaft sinnvoll erscheinen; sie ist das Chaos, ohne das jede Ordnung ihre Ordentlichkeit verliert; sie ist der Stachel im Fleisch der Wissenschaft, der diese überhaupt erst zum Erkenntnisgewinn herausfordert. Wird diese ursprüngliche Negativität vergessen, dann verlieren die Erkenntnisse ihren Sinn, die Ordnungen ihren Halt und die Wissenschaft ihre Motivation.

Damit deutet sich freilich gleich ein positiver Zug im Wesen der ursprünglichen Negativität an: Sie ist die Bedingung sine qua non für alle Wissenschaft, sie ist der Grund auf dem Europa steht (das ist gleichsam das heraklitische Moment der Geburt von Wissenschaft, das das parmenideische immer begleitet und ergänzt). Wird sie nun allerdings selber positiv verstanden, sei es als fester Boden, als verlässlicher Ausgangspunkt oder auch nur als zu verwindender Verlust, dann verliert sie ihre Abgründigkeit und Unverfügbarkeit, die alle positiven Bemühungen erst prinzipiell notwendig erscheinen lassen. Wird die negative Bedingung aller Wissenschaft positiv verstanden, verschwindet nicht nur die Negativität, sondern mit ihr auch die Positivität. So ist der positive Zug der ursprünglichen Negativität eher als ein Bezug zur Positivität zu verstehen. Dieser Bezug ist ihr immer schon eigen, da die eigentliche Negativitätserfahrung, die durch den Verlust von Weisheit ausgelöst wird, gerade in dem schmerzlichen Bewusstsein liegt, dass die positiven Erkenntnisse der Wissenschaft den Verlust nicht wettmachen können. Die ursprüngliche Negativität wird als die Unfähigkeit aller Wissenschaft erfahren, zu einem endgültigen Ziel zu gelangen. Negativität und Positivität sind so wechselseitig aufeinander bezogen, ja gehen auseinander her-